

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich

**Band:** 53 (1949-1950)

**Heft:** 6

**Artikel:** Seppli und Anneli

**Autor:** Bordeaux, Henry / Weckerle, Rudolf

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-663798>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 24.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Würden doch alle Menschen bereit sein für seine Ankunft und ihm ihr Herz weit öffnen, welche Wandlung würde sich doch auf Erden vollziehen. Dann erst würde der wahre Frieden zu uns Menschen kommen, der wahre Friede die Völker wieder verbinden, denn wo Christus wohnt, ist Liebe, Gerechtigkeit und Friede, da wohnt ein neuer Geist.

So wollen wir mit Friedr. Rückert aus tiefstem Herzen beten:

O lass dein Licht auf Erden siegen,  
Die Macht der Finsternis erliegen,  
Und lösche der Zwiethalt Glimmen aus,  
Dass wir, die Völker und die Thronen,  
Vereint als Brüder wieder wohnen  
In deines grossen Vaters Haus.

Annie Honegger

## Seppli und Anneli

Von Henry Bordeaux. Deutsch von Rudolf Weckerle.

Seppli und Anneli sind die Kinder des Holzhauers Gottlieb Gutknecht. Der Holzhauer Gottlieb Gutknecht wohnt in einer armeligen Hütte am Rande des Waldes, am Rande des Waldes, wie es sich für einen Holzhauer gehört. Den Wald selber brauche ich euch in unserer Geschichte nicht näher zu beschreiben.

Unser Gottlieb Gutknecht ist ein wackerer Mann, der nur einen Fehler hat. Gleich werdet ihr denken, daß er ein Trunkenbold sei. Sagt man von einem Manne, daß er nur einen Fehler habe, dann muß es immer dieser sein: er schaut gerne zu tief ins Glas. Wie dem auch sei, bei Gottlieb stimmt das nicht. Er trinkt Wasser, für Wein hat er nur wenig Geld. Vietet man ihm aber Wein an, vom roten oder vom weißen, so trinkt er davon mit Vergnügen, aber nie mehr, als ihm gut tut. Sein Fehler ist, ich will ihm euch ungefähr verraten: Er kann niemandem einen Dienst verweigern, niemandem eine Bitte abschlagen. Ist er mit seiner Arbeit fertig, und sagt man ihm zum Beispiel: „Da ist nebenan eine Witfrau, die all ihr Brennholz noch nicht gesägt hat.“ Sogleich geht Gottlieb hin, das Holz der Witwe zu sägen. Oder da sagt jemand: „Der Nachbarin ihr Mann ist krank, und ihre Wiese ist nicht gemäht.“ Dann mag er wohl sagen: „Mit der Axt kann ich besser umgehen als mit der Sense. Er aber wird hingehen und die Wiese der Nachbarin mähen.“

Seine zu große Güte ist für das Familienleben nicht zum Vorteil. Gottlieb Gutknecht kommt nie zur Zeit zum Nachessen. Anna, seine Frau, ist unzufrieden mit ihm, und Seppli

und Anneli protestieren laut, mit dem Löffel in der Luft herumfuchtelnd.

„Was kann ich dafür, meine Frau?“

„Du bist ein Schwächling.“

„Es waren arme Leute, Anna.“

„Wir sind auch nicht reich, Gottlieb.“

„Vielleicht habe ich unrecht getan.“

„Ach, vielleicht hast du doch recht.“

Seppli und Anneli aber kümmern sich nur um ihr Essen.

Da, am Tage vor Weihnachten, geht Gottlieb Gutknecht fort. Auf seiner Schulter trägt er eine gute, geschliffene Axt, und auf seinem Rücken, in einem Sack, sein Mittagsmahl: Brot, Käse, und, weil sein Weg lang ist, noch eine kleine Flasche Rotwein. Anna geht mit ihm bis unter die Tür: „Morgen ist Weihnachten. Vergiß mir ja das Bratenhuhn nicht.“

„Gewiß nicht, Anna. Das gibt es ja nur einmal im Jahr. Was wäre Weihnacht ohne Bratenhuhn!“

„Und vergiß die Spielsachen nicht, die das Christkindlein für Seppli und Anneli bringen wird.“

„Gewiß nicht, Anna. Die Kinder sollen an Weihnachten ihre Freude haben.“

Am Abend ist Gottlieb wieder heimgekommen. Noch immer trägt er seine Axt auf der Schulter, sein Sack auf dem Rücken aber ist leer. Wo hat er die Spielsachen und das Bratenhuhn? Schon ist es Nacht. Im Winter sind die Tage so kurz.

„Bist du es, Gottlieb? Sei still, die Kinder sind noch auf. Gib mir das Hühnchen.“

„Meine gute Frau, ich habe nicht das kleinste Bratenhühnchen bei mir.“

„Hast du es vergessen? Es ist doch Weihnachten! — Nun, man wird dieses Jahr darauf verzichten. Wo hast du die Spielsachen, daß ich sie schnell verstecken kann? In der Nacht will ich sie in Annels und Sepplis Holzschuhe legen.“

„Sei mir nicht böse, Frau.“

„Wo hast du die Spielsachen, sag es mir, Gottlieb.“

„Ich will es dir erklären, es ist bald gesagt.“

„Mit einem Wort, Gottlieb, du hast die Kinder vergessen.“

„Ich habe sie nicht vergessen.“

„So gib mir doch die Spielsachen.“

„Ich habe die Kinder nicht vergessen, Anna, glaub es mir. Aber ich hab' die Marie angetroffen.“

Marie oder eine andere, was geht das mich an.“

„Ihr Mann hat sie verlassen.“

„Wenn ein Mann eine Frau verläßt, dann darum, weil sie nicht gut ist zu ihm.“

„Er hat ihr vier Buben zurückgelassen, vier Buben mit hungrigen Mäulern.“

„Wir haben nicht für sie zu sorgen.“

„Sie standen alle fünf, die vier Kerlchen und die Mutter, vor dem Laden des Geflügelhändlers. Sie schauten die schönen, glänzenden Bratenhühner an, die in Reih' und Glied dalagen, fett und fleischig. Die Buben betrachteten sie mit großen Augen und schnüffelten mit ihren Stumpernäśchen. „Besinn dich nicht lange, kauf eines,“ sagte ich zu Marie, „an Weihnachten darf auch unsereins etwas Gutes essen.“ — „Wir haben zu Hause nicht einmal genug Brot zu essen,“ erwiderte sie traurig.“ — Und Gottlieb fuhr fort: „Dann hab' ich all mein Geld genommen und habe es der Frau gegeben. Und da stehe ich nun mit leeren Händen vor dir, Anna, und schäme mich fast ein wenig. — Was, ich bekomme von meiner Frau keine Vorwürfe, keine Klagen, du schilst mich nicht? Du bist heute nicht sehr gesprächig. — Du fängst sogar zu weinen an. Wegen Holzspielsachen und einem Hühnchen!“

„Deswegen weine ich nicht.“

„Warum aber denn?“

„Weil du so gut bist, Gottlieb, und wegen Maries Glend.“

\*

Der Weihnachtsabend ist da. Seppli und Anneli, wohlgeborgen in ihren Betten, können nicht einschlafen; sie wollen das Christkind sehen.

„Wo herein wird es wohl kommen, herein zu uns?“ fragt Seppli. „Durch den Kamin,“ sagt Anneli bestimmt. „Nein, nein, durch die Tür“, entgegnet Seppli, „das Christkind ist doch kein Kaminfeger.“

Gottlieb und seine Frau sitzen am Herdfeuer in einer Ecke der Küche. Viel wissen sie einander nicht zu sagen. Anna hat sich von ihrer Rührung bald wieder erholt. Mit der Rührung geht es ja immer so. Nächstenliebe ist gut und schön. Aber alles hat seinekehrseite. Sie heißt Verzicht. In einem Jahr wurden an Weihnachten besonders die Kinder mit Geschenken bedacht, ein andermal könnte man sich einen guten Weihnachtsschmaus. Dieses Jahr aber mußte man auf beides verzichten. Marie mit ihren vier väterlosen Kindern tat einem ja wirklich Leid, aber es muß gesagt sein, daß Gottlieb sich nicht hatte lumpen lassen, und es wird Marie wohl auch von andern geholfen werden. So denkt Anna im Grunde ihres Herzens. Was sie aber noch mehr aufregt, das ist, mitanzusehen zu müssen, wie ihr Mann gelassen und ruhig das Feuer schürt, mit einer Seelenruhe, als ob er seine Taschen alle voll Taler hätte. Ja, er war einer von jenen Menschen, die sich nicht verdrießen lassen. Er glaubt wohl, daß der liebe Gott selber erscheinen wird, ihm ein Bratenhuhn zu bringen, natürlich gleich noch gekocht, schön braun gebraten und zubereitet, und zudem auch noch Spielsachen für die Kinder. — Seht nur, wie unser Gottlieb immer lustiger wird, wie er lacht und scherzt! Seiner Frau ist zumute, als müsse sie aus der Haut fahren.

Poch, poch, poch!

Wer klopft an die Tür?

Der Holzhauer und seine Frau schauen sich fragend in die Augen. Wer kommt zu so später Stunde noch? Warum hat der Hund nicht gebellt? Anneli und Seppli richten sich in ihren Betten auf. Das Christkind ist gekommen. Durch die Türe kam es herein. Ja, Seppli hatte recht,

er ist halt ein Bub, der alles besser weiß als sein kleines Schwesternlein.

Poch, poch!

„Und wenn niemand Antwort gibt, so geh ich dennoch hinein!“

Wer kommt denn da? Es ist Onkel Thomas.

„Einen recht schönen Abend, alle miteinander!“

„Ah, du bist es, alter Landstreicher!“

Thomas ist Gottliebs Bruder, ein noch junger und fröhlicher Kerl. Er haust auf der andern Seite des Gebirges, und sein Ruf ist nicht der beste. Er frevelt und wilddiebt den Landjägern vor der Nase, stellt den Hasen und Füchslein Fallen, fängt sich ohne Patent im Sack ein Fischlein im Bach. Verbot und Gesetz, was kümmern sie ihn? Vor nichts hat er Respekt, dieser leichte Vogel.

„Du hast uns noch gefehlt, du Taugenichts“, poltert sein Bruder.

„Woher kommst du uns ins Haus geschneit?“ sagt Gottliebs Frau, nicht eben freundlich.

„Direkt vom Himmel, es ist Weihnachts-Abend“, entgegnet Thomas lächelnd.

„Ein netter Engel, du! Von uns bekommst du weder Rosinen noch Nektar, dein Magen mag dir knurren. Wir haben nichts zu essen“, seufzt Anna. Und vor Mätzmut und Jammer wird ihr Gesicht immer länger. Thomas sieht es und bricht plötzlich in ein helles Lachen aus:

„Nichts zu essen? jammerst du. Und dieser Hase, meine liebe Schwägerin, und dieser Hase da! Was sagst du nun dazu?“

Er hat einen Feldhasen an den Ohren aus dem Rucksack gezogen, ein unschuldiges Tierchen, das noch keinem Menschen etwas zuleid getan und das mit seinen possierlich gebogenen Vorderpfoten wie ein Tambour zu trommeln scheint, die Holzhaferfamilie zum Diner einzuladen. Das ist denn doch der Gipfel an Höflichkeit, wenn einer den Leuten sich selber zum Festschmaus anbietet!

Fast zärtlich betastet Gottlieb das Tier und spricht mit Kennermiene:

„Das ist ein prächtiger Hasenjüngling. Ein zartes Fleischchen wird's zu beißen geben.“

Anna aber kann das Banzen nicht lassen:

„Ein Hase ist kein Huhn, schon gar nicht ein Weihnachts-Bratenhuhn.“

„Oh, meine liebe Schwägerin, was bist du doch für ein streitsüchtig Frätenzimmer! Bei Gott, wart doch ein wenig. Dein Bratenhuhn, da ist es ja!“

Und aus seinem Rucksack, der einen respektablen Umfang hat, zieht Thomas — wie ein Zauberer — wahrhaftig einen Güggel, fett und rund.

„Gestohlen hast du ihn!“ versezt Anna, „ich rühr ihn nicht an, den dürfen wir nicht essen.“

„Meine Schwägerin, du bist mit deinem Urteil schuell fertig. Dieser Güggel ist mein rechtmäßiges Eigentum.“

„Du hast ihn doch nicht etwa gekauft?“

„Von kaufen hab' ich nichts gesagt.“

„Hab' ich also doch recht.“

„Es ist noch keine Stunde her, daß ich ihn von einem Bauern erhalten habe.“

„Gib das einem andern an! Warum sollte er ihn dir gegeben haben?“

„Du bist noch ungläubiger als der große heilige Thomas, mein Schutzpatron. Diesen Güggel da hab' ich vom Bauer Berger aus Tanndorf erhalten für einen Fuchs, den ich gefangen und getötet; Meister Reineke, der schlau, hat dem Bauern alle seine Hühner gestohlen. Du kannst den Hasen also mit ruhigem Gewissen braten.“

Gottlieb ist sehr vergnügt, aus seinem Gesicht leuchten Zuversicht und Heiterkeit. Wie im Märchen kommt er sich vor. Tischlein deck dich! und der Braten kommt von selber herbei. Anna aber ist immer noch nicht zufrieden:

„Das ist alles recht und gut. So will ich den Güggel rupfen. Ihr könnt unterdessen dem Hasen das Fell abziehen. Die Kinder aber werden morgen früh ihre Holzschuhe leer finden, ohne Spielsachen. Wie werden die Kleinen traurig sein!“

„Du hast ihnen nichts in die Schuhe gelegt?“

„Ich will dir gleich sagen, warum“, sagt Gottlieb.

„Das ist bald gesagt, mein Bruder“, erwidert Thomas. „Du gibst alles weg, selbst das Hemd vom Leibe würdest du geben, wenn dich einer drum hätte; für deine Familie aber bleibt nichts mehr übrig. — So laß mich nun an deine Kinder denken!“

„Dein Rucksack ist leer“, sagt Gottliebs Frau.

„Und meine Hände, Anna? Schau diese Hände! Sind sie nicht auch zu etwas Guten da? Gottlieb, komm schnell mit mir in deine Werkstatt hinüber! Hast du Eichen- oder Haselholz in der Bude?“

„Wie kannst du auch fragen! Ein Holzhauer!“

„Und hast du mir eine Säge, Schnitzmesser, einen Hobel und Hammer und Zange?“

„Ich habe alles, was ein Schreiner braucht.“

„Also, frisch ans Werk!“

Und während der ganzen Nacht tönt aus der Werkstatt ein einiges Klopfen und Hämmern. Seppli und Anneli sind darob erwacht. Ihr glaubt wohl, der Lärm zur nächtlichen Zeit habe die Kinder überrascht. O nein! Daß das Christkindlein mit Musikbegleitung vom Himmel herabkam, war ja ganz in Ordnung. Das himmlische Orchester, das einen solchen Spektakel verführte, schien jedoch nicht am fleißigsten geübt zu haben. Und es wäre sicherlich gescheiter gewesen, wenn die Engel, die Seraphin und Cherubin, ein paar Geigen- oder Flötenstunden genommen hätten.

\*

Am Morgen kehren Gottlieb und Thomas in die Küche zurück, die Hände voll kleiner Gegenstände aus Holz; was die Sachen vorstellen sollen, kann man auf den ersten Blick nicht erkennen. Auch Anna hat ihre Arbeit getan: der Güggel ist gerupft, der Bratenstück bereit. Und was ist nur mit dem Hasen geschehen? Der liegt schön sauberlich und in appetitliche Stücke geschnitten auf dem Tisch. In einer Schüssel daneben ist schon die Beize, bestehend aus Wein und Gewürzen, bereit. Ein lieblicher Duft steigt schmeichelnd in die Nase. Fürwahr, einen feinen Hasenpfesser wird das geben!

„Was bringt ihr denn da mit, ihr beiden?“ fragt Anna neugierig.

„Das sind die Spielsachen für die Kinder.“

„Zeigt, zeigt her! O, das hübsche Schweinchen, mit den lustig in die Höhe gerichteten Ohren, den kurzen Beinchen und dem runden Bäuchlein.“

„Dieses Schwein, meine liebe Schwägerin, ist nichts anderes als ein Pferd.“

„Und da seh' ich ein Hündchen mit kurzem Schwanz.“

„Was sagst du? Ein Hund. Das ist doch ein Schaf.“

„Und ein Huhn mit einem langen Schnabel ist auch noch da?“

„Eine Gans, willst du sagen, Anna.“

„Und wie komisch, diese beiden aneinandergefügten Kugeln mit zwei Armen und Beinen!“

„Aber das ist doch eine schöne Puppe. Die untere größere Kugel, das ist der Leib, und die obere, kleinere, der Kopf.“

„Der Kopf, bist du sicher? Wo sind die Augen, der Mund, die Nase?“

„Wart doch einen Moment. Gib mir ein Stücklein Holzohle!“

„Und sieh, da ist schon die Nase, hier der Mund, und da die beiden Augen. Schau, wie sie dich anblicken!“

„Du wirst doch nicht glauben wollen, daß Anneli dieses Monstrum für eine Puppe halten wird.“

„Leg ihr ein Röcklein an, dann sieht sie schon ganz anders und viel anständiger aus.“

„Das ist eine Idee. Ich will ihr ein Kleidchen machen.“

Und während Anna das Röcklein schneidert und mit Schere, Fingerhut und Nadel geschickt hantiert, verfertigte Thomas mit nichts als ein paar feinen Hobelspänen und ein bißchen Leim eine prächtige Lockenperücke.

Oncle Thomas zieht seine Schuhe aus und geht leise ins Zimmer, wo die Kinder schlafen. Dort füllt er ihre Holzschuhe mit den Spielsachen und schleicht dann auf den Zehenspitzen wieder hinaus. Das Christkind ist da gewesen.—

„Du siehst nun“, sagt Gottlieb zu seiner Frau, „wie unnütz dein Kümmern und Sorgen ist!“

„Du hast gut reden! Was hättest du aber angefangen, wenn Oncle Thomas nicht als Christkind erschienen wär?“

\*

Seppli und Anneli sind erwacht. Fast zur gleichen Zeit sind sie aufgewacht. Mit einem Sprung sind die beiden Kinder aus ihren Betten, und schon kauern sie vor ihren Holzschuhen.

„Hat's etwas drin, Seppli?“

„Oh, viele Sachen sind drin, Anneli!“

„Seppli, schau diese schöne Puppe! Sie hat ein blaues Röcklein und schöne blonde Haare.“

„Und sieh mal, Anneli, dieses dicke Pferdchen! Wie es seine Ohren spielt!“

„Und da ist noch ein hübsches Schäfchen.“

„Und wie lustig, diese Gans mit dem spitzen Schnabel!“

Glücklicherweise haben die Kinder noch unverbildeter Sinne als die großen Leute. Nicht einziges Mal haben Seppli und Anneli sich geirrt. Mit kindlich-natürlichem Empfinden haben sie richtig gesehen; nicht wie Anna, die ein Pferd für ein Schwein, ein Schaf für einen Hund und eine Gans für ein Huhn hielt. Wahrlich, Frau Anna scheint sich in der Tierwelt nicht am besten auszukennen, sonst wären ihr nicht solch grobe Versehen unterlaufen.

„Mama, Mama“, sagt Seppli, „ist das Christkind diese Nacht zu uns gekommen?“

„Du siehst es ja, Seppli.“

„Ich habe gehört, wie es an die Tür geklopft hat.“

„Wirklich, du hast es gehört?“

„Ja, poch, poch! klopfte es, und dann ist es eingetreten; ja, ich hörte es sogar lachen.“

„Warum frägst du mich denn, wenn du doch schon alles weißt?“

Auch Anneli will etwas sagen. Die Kinder sind immer so: redet das eine, so kann das andere nicht schweigen.

Und aus des Mägdleins Plappermaulchen sprudelt es hervor:

„Hat das Christkind soviel Lärm gemacht?“

„Was für einen Lärm meinst du?“

Da fügt Seppli schnell hinzu:

„Den großen Lärm in der Werkstatt. Wir haben ihn ganz gut gehört.“

„Ihr hättet schlafen sollen, ihr kleinen Wundernasen!“

„Ja, aber wir könnten einfach nicht schlafen.“

Man weiß, daß die Kinder von heute alles wissen wollen. Mutter Anna muß darum eine Erklärung finden, eine sinnvolle Erklärung, die das Geheimnis hütet und bewahrt. Und Anna sagt: „Hört mir zu! Die Sache ist so: das Christkind hatte schon alle seine Spielsachen verteilt in der Stadt und drunter in den Dörfern, und wie es zu uns herauf in den Bergwald kam, da war ihm kein einziges von allem mehr übrig geblieben. Und so hat sich das liebe Christ-

kind in unserer Werkstatt eingerichtet, um die Spielsachen, die es euch in eure Holzschuhe gelegt hat, selber zu schnitzen.“

„Es kann das also!“ bemerkte Seppli.

„Natürlich kann es das, war es doch einstmals des heiligen Joseph, des Zimmermanns, Pflegekind.“

„Ja, ja, das ist wahr, Mama; er ist ein Zimmermann gewesen.“

In der Ecke der Stube flüstert Thomas, Thomas der Spazmacher, seinem Bruder Gottlieb ins Ohr: „Oft bin ich für einen Teufel gehalten worden, daß ich aber einmal den lieben Gott spielen würde, das hab' ich mir meiner Lebtage nie träumen lassen.“

\*

Thomas ist froh und glücklich. Freude wärmt sein Herz. Aber schon am Abend des Weihnachtstages will er wieder über das Gebirge zurückkehren.

„Bleib doch, Thomas, noch ist das Boulet nicht fertig gegessen.“

„Bitte, bleib doch, Onkel Thomas, auch vom Hasen haben wir noch übrig.“

Thomas aber läßt sich nicht mehr länger halten; schon stapft er auf dem Bergpfad von dannen. Seppli und Anneli winken und rufen ihm noch lange nach. Bald aber sind ihre dünnen Stimmchen vom Nebel verschluckt. Die Kinder lieben ihren Onkel Thomas, weil er immer fröhlich ist.

Auf schmalen Fußweglein, das sich oft zwischen Sträuchern und Geröll verliert, steigt er aufwärts. Am Morgen hat es geschneit, der Schnee verwischt alle Konturen. Bevor Onkel Thomas fortgegangen ist, hat er roten Wein getrunken, einen tüchtigen Schluck. Er schreitet nicht sehr sicher vorwärts. Die Nacht überrascht ihn, er hat seinen Weg verloren. Wie könnte er so nach Hause kommen?

Glücklicherweise steht oben auf dem Berghang eine verlassene Hütte, die bei Unwetter den Hirten und verirrten Wanderern als notdürftigen Unterschlupf dient. Schon mehr als einmal hat Onkel Thomas sich in dieser Hütte mit seinen Kumpaten, die nicht immer zu der besten Gesellschaft gehörten, verborgen gehalten. Wie ein

Netter in der Not hat ihn die Hütte aufgenommen. Hier wird er bis zum Morgen einen guten Schlaf schlaßen, und die Zeit wird ihm nicht lange werden.

Er schlummert ein. Schläft er denn wirklich? Oder ist er tot? Er kommt vor ein goldenes Tor. Vor der Pforte des Paradieses steht er.

Mein Gott, da will ich hinein! Machet auf, macht auf das Tor! — Die Tür geht auf, und ein Mann mit langem Bart tritt heraus. Unser Thomas aber wird nicht gnädig empfangen. „Du schlechter Kerl, mach daß du fort kommst, wird's bald!“ poltert der Alte mit zorniger Stimme. „Wie kannst du es wagen, dich hier zu zeigen? Du Trunkenbold, du Wilddieb, du Landstreicher, du Schlaumeier, du schlechter Zahler, du Spaßvogel, du Spötter!“ Sankt Peter, wie er so zürnt und wettert, ist mit Scheltenworten nicht verlegen. Was bleibt unserem Thomas anderes übrig, als sich vor soviel Schimpf und Schande schleunigst zurückzuziehen; zwar sind Sankt Peters Worte — man muß es gestehen — wohl angebracht; es hat aber dem Himmelspförtner nicht gut angestanden, sie in diesem überheblichen, pharisäischen Ton unserm armen Thomas an den Kopf zu werfen. Hat nicht Sankt Peter seinen Herrn und Meister dreimal verleugnet? — Thomas schlottern die Knie.

Für wahr, lieber Leser, nicht so leicht, wie du es vielleicht glauben möchtest, gelangt man in das Paradies. Ohne redliche Mühe — das mag jeder wohl bedenken — erlangt niemand die Seligkeit. Sankt Peters Disput hat im Himmel Aufruhr erregt. Von allen Seiten eilen die Heiligen herbei. Sie alle tragen lange Faltengewänder und eine Krone auf dem Haupt. Sankt Peter, der immer noch sehr ungehalten ist, und der

zweifelsohne seine Macht der himmlischen Versammlung zeigen will, besteht darauf, unserm Thomas den Einlaß ins Paradies zu verweigern. „Fort mit dir, fort mit dir, der Teufel soll dich holen!“ — „Gemach, gemach! Warum so laut und heftig? Ich geh ja schon.“ — Doch siehe, da treten die Heiligen ehrerbietig zurück und bilden zu beiden Seiten des Eingangs zum Himmel eine Ehrenfront. Jesus, der Herr, erscheint. Er nähert sich dem Neuangekommenen, und er spricht in Milde und Güte zu ihm. Sankt Peter aber murmelt dazwischen: „Du kannst eintreten, mein Freund, du bist einer der Unserigen.“ — „O Herr Jesus, ist das wahr?“ — „Bist du nicht an einem Weihnachtsabend mein Stellvertreter gewesen bei Seppli und Anneli? Wie könnte ich dich verleugnen!“ Sankt Peter hat die Ansspielung seines Meisters wohl verstanden, und er ändert seine feindselige Haltung. „Herr, mein Herr, du weißt, daß es mit meinen Tugenden nicht weit her ist, ein ehrbarer Mensch bin ich nicht“, bekennt Thomas demütig. „Nun, so wirst du wieder auf die Erde zurückkehren, um dort noch einer zu werden“, sagt der Herr gütig und ernst.

Wie Onkel Thomas in seiner Hütte erwacht, da ist schon heller Tag. Er reibt sich die Augen und erinnert sich seines Traumes. Erst lächelt er still in sich hinein, dann muß er laut lachen; ihm ist es so seltsam zumut.

Und er sagt vor sich hin: „Da hab' ich nun versprochen, ein ehrbarer Mensch zu werden. Das ist leichter gesagt, als getan. Doch es muß sein, das ist mir klipp und klar! Ich bin ein Mann und weiß, was ich zu tun habe! Thomas, Thomas, nicht umsonst bist du des Christfinds Stellvertreter gewesen! . . .“

## Ada Christen Christbaum

Hörst auch du die leisen Stimmen  
aus den bunten Kerzlein dringen?  
Die vergessenen Gebete  
aus den Tannenzweiglein singen?  
Hörst auch du das schüchternfrohe,  
helle Kinderlachen klingen?

Schaust auch du den stillen Engel  
mit den reinen, weissen Schwingen? . . .  
Schaust auch du dich selber wieder  
fern und fremd nur wie im Traume?  
Grüßt auch dich mit Märchenaugen  
deine Kindheit aus dem Baume? . . .